

Rezensionen und Referate.

Allgemeine Philosophie.

Eidologie oder Philosophie als Formerkenntnis. Ein philosophisches Programm. Von Dr. Joseph Geysler, o. ö. Prof. der Philosophie an der Universität Freiburg i. Br. Freiburg i. Br. 1921, Herder. 51 S.

Der Verf. will einen Weg zeigen, der es ermöglicht, „die allgemeinsten Probleme der Gesamtphilosophie in ihrem ganzen Umfange, wohlgeordnet und in hellem Lichte zu erblicken“ (1). Dieser Weg ist ihm die eidologische Auffassung der Philosophie, die Betrachtung aller philosophischen Probleme unter der Rücksicht der Form (*εἶδος*) und der der Form zugrunde liegenden Materie.

Der erkenntnistheoretische Ausgangspunkt dieser Eidologie (2—6) ist die Urtatsache der „Bewusstseinsbezogenheit des Subjekts auf die Objekte“ (2) unter den besonderen Formen des Denkens (3), des angeborenen Triebes nach Regung dieser Bewusstseinsfunktion d. i. nach Erkenntnis und der Mannigfaltigkeit auf beiden Seiten des Urverhältnisses (4). „Diese Grundlegung verhält sich, worauf ich hinweisen möchte, zu einem der wesentlichsten Probleme der Erkenntnistheorie und Metaphysik noch indifferent, nämlich zu dem Gegensatz, der die realistische von der idealistischen Auffassung des Seins trennt... Wohl aber gehört zu den Grundlagen des Erkennens noch ein wichtiges Stück, das ich in meiner Beschreibung der Urtatsache noch nicht erwähnt habe... ich meine eine Reihe geistig erschaubarer allgemeiner Wesenheiten und Bedeutungen einerseits und gewisse in sich evidente allgemeine Grundsätze über das Sein und Denken andererseits“ (5 f.).

Von dieser soeben aufgezeigten Urtatsache aus schreitet die Eidologie vorwärts zur Bildung der Begriffe Materie und Form (7—17). Form ist „das Moment an jedem allgemeinen oder besonderen Etwas, auf Grund dessen es dieses solche Etwas ist und sich sowohl vom blossen Etwas als auch von jedem anderswie beschaffenen Etwas unterscheidet“ (8 f.). Die Materie ist „das in sich unbestimmte, aber durch die hinzutretenden Formen bestimmbare Etwas“ (9).

„Form und Materie sind die beiden Grundbegriffe der Eidologie. Mit ihrer Hilfe lassen sich sofort die allgemeinsten Probleme (18—31) bestimmen, die der Philosophie als einer einheitlichen Wissenschaft gesetzt sind“ (18). Diese Grundprobleme der Philosophie, d. i. der Eidologie, sind folgende: „Die Philosophie hat die verschiedenen allgemeinen Formen des Bewusstseins und seiner Objekte klar von einander zu unterscheiden, hat darauf das Wesen der ein-

zelen Formen genauer zu bestimmen und schliesslich das gesetzmässige Verhältnis aller dieser Formen zu einander und damit auch die zu jeder der Formen gehörige Materie zu ergründen“ (18). „Darum müssen wir uns in die Welt der Formen und ihre Funktion der Formungen versenken, wollen wir einen Einblick in das erhalten, was durch sie gestaltet wird. Tun wir dies, so denken wir eidologisch“ (18 f.).

Der Vf. zeigt hierauf, in welcher Weise diese eidologische Betrachtungsart auf die philosophischen Grundprobleme im einzelnen, z. B. auf die Probleme des Seins, der Kategorien, der Universalien usw., anwendbar ist und mit Erfolg angewendet wird.

Der Erfolg dieses Verfahrens besteht in der Herausstellung der eidologischen Einheit der Philosophie (32—40). Denn die Eidologie „macht es zunächst verständlich, dass es eine Reihe verschiedener philosophischer Untersuchungen geben muss; denn sie erkennt, dass es verschiedenartige Formen gibt und eine jede derselben einer besonderen Untersuchung in demselben Masse fähig wie bedürftig ist. Zugleich damit überwindet die Eidologie aber auch die aus dieser Untersuchungsvielheit drohende Gefahr einer Isolierung der einzelnen philosophischen Disziplinen gegeneinander. Erkennt sie doch in der Erforschung des Verhältnisses der verschiedenen Formen zu einander und in der Bestimmung der für die verschiedenen Formen relativen Materie eines ihrer wesentlichsten Probleme. Dadurch gestalten sich die verschiedenen philosophischen Disziplinen zu Teilbearbeitungen der einen Aufgabe der Philosophie, die allgemeine Wissenschaft der Formen zu sein“ (32 f.). Diese eidologische Einheit der verschiedenen zur Philosophie gerechneten Wissenschaften beleuchtet der Verf. an der Ontologie, Logik, Erkenntnistheorie und Psychologie (33 ff.).

Damit ist die Aufgabe der Eidologie gekennzeichnet. Die Erkenntnismittel der Eidologie bzw. Methoden (41—51) zur Lösung dieser Aufgabe sind das apriorische und das empirische Verfahren, je nach Lage der Sache. Das empirische Erkennen vollzieht sich entweder auf dem Wege der Induktion oder als Wesens- und Sachverhaltsschau. —

Die Gedanken, die der Verf. in der eben skizzierten Schrift vorlegt, sind neu in der konsequenten Durchführung und in der Anwendung auf die gegenwärtige Philosophie; sie sind, und darin liegt ihr Anspruch auf höchste Beachtung — wie mir scheint — nicht neu in ihrem Kern: schon in der Philosophie des Aristoteles besitzen die Begriffe Materie und Form eine die ganze Philosophie durchziehende und vereinheitlichende Bedeutung. Thomas von Aquin gibt ihnen eine Weiterspannung, indem er sie durch die allgemeineren Begriffe Potenz und Akt ersetzt. Neuere Scholastiker, z. B. de Maria in seinem dreibändigen Lehrbuch der Philosophie, bringen den Gesichtspunkt von Potenz und Akt immer wieder zur Geltung, freilich nicht in der Allseitigkeit, Einheitlichkeit und Modernität, wie Geyser den Gesichtspunkt von Materie und Form zur Geltung bringt. Vielleicht entschliesst sich Geyser, die engeren Begriffe Materie und Form durch die weiteren von Potenz und Akt zu ersetzen und alle Gegenstände der Philosophie in den weiteren und viel passenderen Rahmen von Potenz und Akt einzuspinnen.

Die Kultur der Gegenwart. Herausgegeben von Paul Hinneberg.
Systematische Philosophie. Von W. Dilthey, A. Riehl,
 W. Wundt, H. Ebbinghaus, R. Eucken, Br. Bauch, Th. Litt,
 M. Geiger, T. K. Oesterreich. Dritte, durchgesehene Auflage
 (des Gesamtwerkes Teil I Abteilung VI). Leipzig und Berlin
 1921, B. G. Teubner. X u. 408 S. Geh. *ℳ* 30,—, geb. *ℳ* 37,20.
 Hierzu Teuerungszuschläge.

Die vorliegende dritte Auflage weist gegenüber den beiden ersten mannigfache Veränderungen auf. Denn es erwies sich „bei der vorliegenden Auflage nahezu überall als unvermeidlich, die ursprünglichen Darstellungen durch Neubearbeitungen zu ersetzen, wo der Tod es dem einstigen Bearbeiter unmöglich machte, zu neuen, durch die Entwicklung der Forschung verursachten Problemen Stellung zu nehmen“ (Vorbemerkung).

Die Stoffverteilung ist folgende:

W. Dilthey stellt das Wesen der Philosophie heraus (1—67), einmal aus dem geschichtlichen Zusammenhang der Systeme und dann aus der Stellung der Philosophie in der geistigen Welt. — A. Riehl behandelt die Logik und Erkenntnistheorie (68—97). Er bespricht in kritischer Weise die Logik des Aristoteles als Wissenschaftslehre, das Verhältnis der Logik zur Psychologie, zur Wissenschaft, zur Metaphysik nach Aristoteles, gibt eine Kritik der Aristotelischen Syllogistik, verfolgt die Weiterentwicklung der Logik seit Aristoteles, erörtert den Unterschied zwischen Begriffen und Definitionen, legt eine neue Schlusslehre vor und beschreibt die Logik der Induktion bei Bacon, Galilei und zuvor Plato. Von der Erkenntnistheorie handelnd, rollt Riehl deren Probleme auf, zeigt ihre Entwicklung und beurteilt den erkenntnistheoretischen Positivismus sowie den erkenntnistheoretischen Kritizismus. — W. Wundt kennzeichnet die Metaphysik (98—134) in den Formen der poetischen, dialektischen, kritischen Metaphysik und zeigt die Erneuerung der dialektischen Metaphysik in der Philosophie des 19. Jahrhunderts, die Metaphysik in der Philosophie der Gegenwart, die Metaphysik in der Naturwissenschaft der Gegenwart und die Zukunft der Metaphysik. — H. Ebbinghaus gibt eine Einführung in die Psychologie (135—205). Er spricht sich aus über Gehirn und Seele, Wechselwirkung und Parallelismus, über die Elementarerscheinungen des Seelenlebens und über die Verwicklungen des Seelenlebens. — R. Eucken verbreitet sich nach drei Gesichtspunkten über die Philosophie der Geschichte (206—238): Die Geschichte der Geschichtsphilosophie, der Verlauf des 19. Jahrhunderts und die Lage der Gegenwart, Gedanken und Thesen zur Philosophie der Geschichte. — Bruno Bauch entwickelt ein System der Ethik (239—275) in fünfzehn Einzelabschnitten. — Th. Litt baut in sieben Abschnitten eine Pädagogik auf (276—310). — M. Geiger legt die Aesthetik (311—351) in den Formen der axiologischen, empirisch-genetischen und psychologischen Aesthetik dar und gibt dann ein Bild der neuen „allgemeinen Kunstwissenschaft“. — Den Schluss des Werkes bildet T. K. Oesterreichs Uebersicht über die „Philosophischen Strömungen der Gegenwart“ (352—395), worin er, nach einleitenden Worten über die gegenwärtige Philosophie überhaupt, des näheren die philosophischen Strömungen der Gegenwart auf dem Gebiete der

Erkenntnistheorie, der (experimentellen und deskriptiven) Psychologie, die erkenntnistheoretisch-logischen Bewegungen der Phänomenologie und Gegenstandstheorie, Rehmkes Grundwissenschaft, Diltheys Irrationalismus, Bergsons Intuitionenlehre, die älteren antimetaphysischen Tendenzen, den Monismus und Pantheismus, die neue Metaphysik, den Neovitalismus, den neuen Theismus, die neuen Weltanschauungssynthesen, die Kulturphilosophie und inhaltliche Geschichtsphilosophie, die Metaphysik des Auslands und (auf einer dreiviertel Seite) den Neuthomismus zur Darstellung bringt.

Für den Wert des vorliegenden Werkes bürgen die Namen der Verfasser. Kritische Urteilskraft, wissenschaftliche Beherrschung des Stoffes, verständnisvolle Einfühlung in fremde Gedankengänge, vornehme Sachlichkeit haben sich hier die Hand gereicht, um ein hochragendes Werk zustande zu bringen. Leider haben die neun Bearbeiter diese echt wissenschaftliche Haltung nur gegenüber allen irgendwie beachtenswerten nichtscholastischen Systemen eingenommen, nicht aber gegenüber der scholastischen Philosophie. Von einigen flüchtigen Erwähnungen abgesehen, ist keiner der mittelalterlichen und nachreformatorischen Scholastiker überhaupt in den Gesichtskreis der Verfasser getreten. Nur dem „Neuthomismus“ hat Oesterreich in seinem dreiundvierzigseitigen Referat über die philosophischen Strömungen der Gegenwart eine dreiviertel (im übrigen nicht übelwollende) Seite gewidmet, wobei der Name „Neuthomismus“ völlig unzutreffend ist, denn der Neuthomismus ist nur eine Richtung innerhalb der mannigfaltig gestalteten Neuscholastik in Deutschland und dem Ausland. Es muss betont werden, dass eine gleiche Einseitigkeit auf scholastischer Seite nicht zu finden ist; die Neuscholastik ist mit wissenschaftlicher Weitherzigkeit allen nichtscholastischen philosophischen Richtungen nachgegangen und hat sich in aller Sachlichkeit und Einfühlungsfähigkeit mit ihnen auseinandergesetzt; ich weise, um bei der systematischen Philosophie zu bleiben und die starken philosophiegeschichtlichen Leistungen Baumkners, Baumgartners u. a. zu übergehen, auf die Arbeiten Gutberlets und Geysers in Deutschland hin, auf die Löwener neuscholastische Schule in Belgien, auf den Kreis der Neuscholastiker um Gemelli in Italien.

Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.

Persönlichkeit und Philosophie. Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg am 12. Juli 1920. Von Paul Menzer. Halle (Saale) 1920, Max Niemeyer. 34 S. *M* 4,—.

„Es soll nach dem Erkenntniswert gefragt werden, welcher aus dem Studium der Persönlichkeit für das Verständnis der Lehre eines Philosophen entspringt“ (4).

Der Verf. kommt zu dem Schluss, „dass Philosophen mehr oder weniger bewusst darauf hinarbeiten, ihre Persönlichkeit in ihrem Werk nicht unmittelbar zum Ausdruck kommen zu lassen, ihr Werk nicht abhängig von ihrer Persönlichkeit zu machen. Das Auffallende dabei ist, dass dies Ergebnis aus einer Untersuchung sich ableiten liess, die gerade die Bedeutung des gefühl-

mässigen Ursprungs philosophischer Lehren in den Vordergrund zu rücken sich bemühte. Es zeigte sich, dass das philosophische Erlebnis den Charakter des Unpersönlichen in sich trägt. Eine solche Erkenntnis stimmt aber mit dem aus der Fragestellung der Philosophie früher abgeleiteten Gedanken überein, dass diese als Wissenschaft sich beweisen muss, und deshalb auch wieder zu einem unpersönlichen Halten ihrer Sätze zu gelangen suche“.

„Nach alledem scheint es begründet, eine in den letzten Jahrzehnten häufiger ausgesprochene Meinung abzulehnen, als könne und müsse die Lehre eines Philosophen ganz aus seiner Persönlichkeit begriffen werden“ (29).

Es ist hoch zu begrüssen, dass ein Mann von der Bedeutung Paul Menzers in seiner geistvollen, feinsinnigen und echt philosophischen Studie sich entschieden für den überpersönlichen Charakter der echten Philosophie einsetzt gegenüber der vielfach verbreiteten Auffassung, dass die Philosophie mit Gefühl, Willen, Phantasie und anderen subjektiven Faktoren gemacht werde. Philosophie ist Erforschung der Wahrheit, die Wahrheit aber ist unpersönlich. Welch gewichtige Belege hätte der Verf. für seine These zur Hand gehabt, wenn er neben den von ihm als Beispielen gewählten Verfechtern einer philosophia labilis: Giordano Bruno, Spinoza, Fichte, Mach, Kant, Nietzsche (neben Plato, Plotin, Nicolaus Cusanus) auch die Charakterköpfe der philosophia perennis, einen Augustinus, Thomas von Aquin, Bonaventura, Suarez, Kleutgen, Liberatore usw. herangezogen hätte!

Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.

Metaphysik.

Untersuchungen über das Endliche und das Unendliche.

Mit Ausblicken auf die philosophische Apologetik. 3. Heft: **Briefwechsel zwischen Professor Dr. Sawicki-Pelplin und Professor Dr. Isenkrahe-Trier über eine Unendlichkeitsfrage, die für den apologetischen Entropiebeweis grundlegend ist.** Von C. Isenkrahe. Bonn 1920, Marcus & Webers Verlag. gr. 8^o. X, 245 S. *M* 16,—.

Isenkrahe, der seit geraumer Zeit sein Interesse in hohem Masse apologetischen Fragen zugewandt hat, veröffentlicht in dem vorliegenden Buche einen Briefwechsel, den er über eine „Unendlichkeitsfrage“, die in gewissen Gottesbeweisen eine Rolle spielt, mit Professor Sawicki gepflogen hat.

Die Bemühungen des Vf.s um einwandfreie Gottesbeweise verdienen alle Anerkennung. Die Gottesbeweise, so erklärt er mit Recht, sollen keine schwachen Punkte haben. Denn „merkt der Leser einer Apologetik solche Schwächen, so hat er allen Anlass zu denken: hier muss ein festerer Boden wohl fehlen, denn kein kluger Mann baut sein Haus auf Sand, wenn ihm Fels zur Verfügung steht“ (226). Wie muss nun der Apologet verfahren, wenn er sein Ziel erreichen will? Isenkrahe gibt ihm dafür wertvolle Anweisungen. Er muss dem Leser die Kette der Voraussetzungen, mit deren Bejahung das Demonstrandum auf Steh und Fall verknüpft ist, Glied für Glied bestimmt und unter ausschliesslicher Benutzung von klaren Begriffen und eindeutigen Worten vorführen. Dabei wird er

auf Vollständigkeit bedacht sein und die so oft im „Enthymen“ verborgenen Fussangeln zu vermeiden suchen. Einerseits von der Leuchtkraft der in den Voraussetzungen enthaltenen Aussagen und andererseits von der Einsichtnahme des betreffenden Lesers hängt demnach die Wirkung des ganzen Beweises ab. Der eigentliche Kern der apologetischen Arbeit ist dadurch augenscheinlich in die Behandlung der Voraussetzungen geschoben (223).

Der Vf. hat sich, wie wir beiläufig bemerken, nicht damit begnügt, dem Apologeten den rechten Weg zu zeigen, er hat auch eingedenk des Wortes Exempla trahunt den Versuch gemacht, einen „Existenzbeweis des Ungewordenen“ zu führen¹⁾. Leider ist ihm der Versuch misslungen²⁾. Gewiss kann man die Existenz des Ungewordenen beweisen, aber dazu genügen nicht die von Isenkrahe angenommenen Voraussetzungen, man bedarf dazu des von ihm so geringschätzig beurteilten Gesetzes der Kausalität³⁾.

Der erste Teil des Briefwechsels behandelt ein Argument, das Sawicki folgendermassen formuliert: „1. Das Newtonsche Gravitationsgesetz ist ein allgemein gültiges Naturgesetz, alle Teile des Universums wirken diesem Gesetze entsprechend aufeinander ein. 2. In einem unendlichen Weltall würde dies zur Folge haben, dass jeder Punkt unendlich stark und unendlich schwach zugleich angezogen würde. So Gutberlet; richtiger gewiss Gatterer im neuesten Heft des »Phil. Jahrbuches«, wenn er sagt, es würde im einzelnen Falle zwar nicht ein widerspruchsvolles, aber ein vieldeutiges Resultat herauskommen. 3. Da nun die Anziehung jedes Punktes eine bestimmte endliche Grösse ist, so kann das Universum nicht unendlich sein“ (13).

Verlauf und Ergebnis der Kontroverse werden von Sawicki also beschrieben: „Sie (Isenkrahe) behaupten, dass beide Prämissen des Beweises falsch sind und damit sein ganzer innerer Aufbau verfehlt ist. Ich verteidige nach wie vor die Behauptung, dass der Beweis zutreffend wäre, wenn die absolute Geltung des Gravitationsgesetzes vorausgesetzt werden dürfte. Ich gebe also nur die erste Prämisse preis. Das genügt aber, dem Beweis die Grundlage zu entziehen“ (49). Weshalb also hat Sawicki

¹⁾ Theologie und Glaube 10 (1918, Heft 5/6) 264.

²⁾ Wir finden in dem Isenkraheschen Argumente folgende Sätze: Also kann kein gewordenes Etwas vorfindlich sein, dem nicht auch ein präexistentes E (E bedeutet ein existierendes Etwas) zufeile. Dann aber gibt der Satz (3) (dieser besagt, dass ein Etwas, das einem gewordenen Etwas praexistiert, auch allen gewordenen Etwas praexistiert, die jenem gewordenen Etwas nicht praexistieren) den Denkwang, ein Etwas E zu setzen, das wegen seiner Präexistenz überhaupt (!) mit keinem der gewordenen Etwas identisch ist. — Hier müssen wir fragen: Wie kommt Isenkrahe zu der „Präexistenz überhaupt“? Mit welchem Rechte wird sie angenommen? Die Sätze: für jedes Gewordene gibt es ein Etwas, das ihm praexistiert und: es gibt ein Etwas, das jedem Gewordenen praexistiert, sind ihrem Sinne nach nicht identisch, und aus der Wahrheit des ersten kann die des zweiten nicht ohne weiteres gefolgert werden. Auch der Satz (3) gibt uns zu dieser Folgerung kein Recht. Isenkrahes Fehlschluss hat offenbar darin seinen Grund, dass er eine Eigenschaft der endlichen Menge ohne weiteres auf die Mengen überhaupt überträgt. Wir haben hier den Fehler vor uns, den Cantor als das Gewöhnliche, das *πρωτον ψευδος*, beim Operieren mit dem Unendlichen bezeichnet.

³⁾ Nach Isenkrahe ist der Gedankeninhalt des Kausalgesetzes „ausserordentlich unklar“ (a. a. O. 264).

das Argument fallen lassen? „Ich habe es getan, weil Ihre Darlegungen über den Stand der Frage mich davon überzeugt haben, dass die absolute Geltung des Gravitationsgesetzes nicht als Tatsache betrachtet werden und deshalb nicht als Basis eines Beweises gelten kann. Das ist der entscheidende und zugleich einzige Grund.“

Gehen wir nun etwas näher auf den Verlauf der Auseinandersetzung ein.

Zur zweiten Prämisse des Beweises erklärt Isenkrahe, Gatterer habe ohne Zweifel darin recht¹⁾, dass er ein widerspruchsvolles Ergebnis ablehne, aber das Ergebnis „vieldeutig“ zu nennen, sei wohl auch nicht die richtige Bezeichnung. Genauer müsse man sagen, das Ergebnis stelle sich in einer unbestimmten Form dar. Was sich so darstelle, könne aber dennoch ganz bestimmte Werte haben, die man unter Umständen mit Sicherheit ermitteln könne. Man müsse also, wenn das obige Argument bestehen solle, erst nachweisen, dass ein „bestimmter endlicher“ Impuls nicht existiere. Zugleich weist er auf Arrhenius hin, der Gründe vorgetragen habe, aus welchen sich auch bei der Annahme der Newtonschen Formel die Existenz des in Rede stehenden bestimmten endlichen Wertes ergebe (18). Des näheren beruft er sich auf einen bekannten Satz der Mechanik, wonach eine homogene Hohlkugel auf einen in ihrem Inneren gelegenen Punkt keinerlei Wirkung ausübt. Denkt man sich also das galaktische System, das uns als nicht homogen bekannt ist, durch eine Kugeloberfläche eingeschlossen — am einfachsten wählt man die kleinste aller Kugeloberflächen, die das Milchstrassensystem einschliessen — und nimmt man an, dass die Materie ausserhalb dieses Systems nach allen Seiten gleichmässig verteilt ist, so braucht man sich nur mit Gutterlet das unendliche Weltall als Kugel von unendlichem Radius vorzustellen, um eine homogene Hohlkugel zu erhalten, die für die Anwendung des genannten Satzes geeignet ist. Es kommen also für die Beschleunigung, die ein Massenpunkt innerhalb des galaktischen Systems erfährt, nur jene Massen in Betracht, die von der Kugeloberfläche eingeschlossen werden, womit wir dieses System eingekapselt haben. Die Wirkung dieser Massen aber hat ohne Zweifel einen bestimmten endlichen Wert (33).

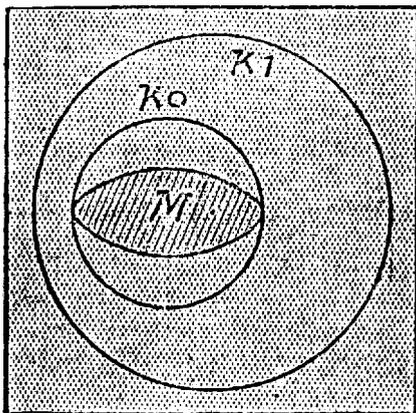
Sawicki ist von diesen Darlegungen nicht befriedigt. Er ist der Meinung, dass damit für die Lösung des Problems im Sinne Isenkrahes nichts Entscheidendes gewonnen sei. „Ich glaube“, erklärt er (43), „dass sich ganz einfach argumentieren lässt, ohne dass man von Kugeln und Kugelsätzen spricht. Das Argument würde lauten: In jedem endlichen Massensystem ist die Gravitationswirkung des Ganzen auf einen darin gelegenen Punkt eine bestimmte Grösse. Ein bestimmter Teil der Wirkung kompensiert sich, ein bestimmter Teil bleibt als positiver Rest übrig. In einem unendlichen Massensystem dagegen wäre die Gravitationswirkung eine unbestimmte, vieldeutige Grösse, weil es hier keine bestimmte Grenze gibt zwischen den Teilen, deren Wirkung sich ausgleicht, und den Teilen, deren Wirkung positiv zur Geltung kommt, oder weil diese Grenze hier in gewissem Sinne beliebig gezogen werden kann“ (44).

Hiergegen bemerkt Isenkrahe: „Der Behauptung (Sawickis): Für die Gravitationswirkung auf den Punkt P ergibt sich jedesmal eine andere Grösse, wenn man statt des Mittelpunktes des galaktischen Systems einen anderen Punkt als Mittelpunkt des Weltalls benutzt, ist kein Beweis beigefügt. Ihre Richtigkeit soll also unmittelbar von selber einleuchten! —

¹⁾ Gatterers Ausführungen, die zu dem „unbestimmten“ Resultat führen, sind physikalisch unrichtig.

Dass man, ausgehend von ganz verschiedenen Punkten und fortschreitend auf ganz verschiedenen Wegen, dennoch zu einem unverändert gleichen Ergebnis geführt werde, ist aber doch keineswegs unmöglich, kommt vielmehr häufig vor . . . Da somit der Schluss von einem anderen Ausgangspunkt der Betrachtung auf ein anderes »Ergebnis« derselben nicht allgemein, nicht schlechthin zulässig ist, so müssen, wenn er in Sawickis Sonderfall bindend sein soll, besondere Gründe vorhanden sein. Dass solche keinesfalls beizubringen seien, behaupte ich nicht; hier aber fehlen sie noch.“

Hierzu möchten wir folgendes bemerken: Es ist richtig, dass Sawicki seine Behauptung nicht beweist. Der Beweis liegt aber so nahe, dass man sich billig wundern muss, weshalb der „alte Physiker“ die noch fehlenden Gründe nicht selbst herbeischafft und so dem Leser seines Buches volle Aufklärung über den Sachverhalt gewährt. Ich glaube mir Isenkrahe und seine Leser zum Dank zu verpflichten, wenn ich hiermit den noch fehlenden Beweis erbringe.



Wir gehen aus von der kleinsten aller Kugelflächen, die das inhomogene Milchstrassensystem (M) einschliessen und bezeichnen sie mit K_0 . Dann kommen für die Bestimmung der Gravitationswirkung des Weltalls auf einen innerhalb des genannten Systems gelegenen Massenpunkt P nur die von K_0 umschlossenen Massen in Betracht, deren Wirkung natürlich einen bestimmten endlichen Wert hat. Wie verhält es sich nun, wenn wir statt K_0 eine Kugeloberfläche K_1 wählen, die K_0 einschliesst, ohne damit konzentrisch zu sein? Es

kommt jetzt zu der eben genannten endlichen Gravitationswirkung noch die Wirkung des homogenen Körpers hinzu, den man erhält, wenn man vom Rauminhalt der Kugel K_1 den Inhalt der Kugel K_0 abzieht. Ueber die Grösse dieser Wirkung belehrt uns ein bekannter Satz der Meckanik, der nach Chwolson also lautet: „Ein kugelförmiger Hohlraum im Inneren einer homogenen Kugel stellt ein homogenes Kraftfeld dar, d. h. auf eine innerhalb desselben befindliche Masse m wirkt, einerlei welchen Punkt die Masse einnimmt, ein und dieselbe Kraft, die der Verbindungsgeraden des Kugel- und Hohlraumzentrums parallel und dem Abstand dieser Zentren voneinander proportional ist“¹⁾.

Kapseln wir also das galaktische System einmal durch K_0 , sodann durch K_1 ein, so erhalten wir als Gravitationswirkung des Weltalls zwei verschiedene Resultate. Die Differenz derselben ist proportional dem Abstand der Zentren der beiden Kugeln und kann darum, da wir das Zentrum von K_1 ganz beliebig wählen können, jeden beliebigen Wert erhalten. Damit ist die Streitfrage entschieden: Sawickis Behauptung hat sich als richtig erwiesen.

Wir glauben nicht, dass die Apologetik aus den Erörterungen Isenkrahes und Sawickis über die „zweite Prämisse“ besonderen Gewinn ziehen

¹⁾ O. D. Chwolson, Lehrbuch der Physik I (1902) 220.

wird. Wenn die absolute Geltung des Newtonschen Gesetzes nicht behauptet werden darf, so ist es für den Apologeten gleichgültig, ob man bei vorausgesetzter absoluter Geltung die Endlichkeit der Welt beweisen kann oder nicht.

Der zweite Teil des Briefwechsels behandelt die Frage, „ob der Entropiebeweis triftig sein könne auch bei Voraussetzung eines unendlichen Kosmos“ (75). Ueber den Verlauf und das Ergebnis der Unterhaltung gibt uns Sawicki kurzen Bericht in seinem letzten Schreiben, das nach Schluss der Diskussion noch als „Nachzügler“ kommt. Da lesen wir: „In meinem Argument sind u. a. drei Voraussetzungen enthalten. Sie lauten: 1. Das Weltall setzt sich aus lauter endlichen Systemen zusammen. 2. In jedem dieser Systeme verschwindet die freie Energie in endlicher Zeit. 3. Wenn die freie Energie in jedem einzelnen System verschwindet, so verschwindet sie auch in der Gesamtheit, gleichviel ob die Zahl der Systeme endlich oder unendlich ist. In dem Urteil über die beiden ersten Voraussetzungen mache ich Ihrer Kritik weitgehende Zugeständnisse. Den einen meiner Verteidigungsversuche, den Versuch, Einflussphären und Sperrungen für die Energie der »strahlenden« Materie nachzuweisen, gebe ich nunmehr ausdrücklich auf. Was den zweiten Verteidigungsversuch angeht, so muss ich unterscheiden. Er geht von der Annahme aus, dass im ganzen Weltall die Weltkörper einander in endlichen Abständen folgen. Ich habe schon früher betont, dass hier ein schwacher Punkt in der Beweisführung gegeben ist. Ich wiederhole und unterstreiche dieses Bekenntnis. Die Folgerungen dagegen, dass unter Voraussetzung einer solchen Struktur des Weltalls für einen jeden Weltkörper nur eine endliche Menge Energie zur Verfügung steht, finde ich durch Ihre Darlegungen nicht widerlegt. . . Worauf ich die Antwort vermisste, möchte ich kurz andeuten, indem ich die beiden Fragen stelle: Kann eine unendliche Atmosphäre so von Insekten erfüllt sein, dass sich in jedem Kubikzentimeter Luft ein Insekt befindet? Steht unter dieser Voraussetzung für ein Insekt im Durchschnitt mehr als ein Kubikzentimeter Luft zur Verfügung? (214). In dem Urteil über den dritten der eingangs genannten Sätze hat mich Ihre Kritik nicht zu beeinflussen vermocht. Hier anerkenne ich keine Schwäche des Beweises. Ich halte es für absolut unmöglich, dass durch Addition von unendlich vielen wirklichen Nullen eine positive Grösse entstehen kann.“

Auch hier hat man es unseres Erachtens versäumt, die Diskussion im rechten Momente zum Abschluss zu bringen. Dieser Moment war gegeben, als Sawicki erklärte (76): „Die allgemeine Geltung des Entropiegesetzes scheint mir heute nicht mehr in dem Masse begründet, dass sie zur Grundlage eines befriedigenden Beweises gemacht werden könnte. Da ich das eigentliche Fundament des Beweises und damit diesen selbst für unsicher erkläre, so fragt es sich, ob eine Fortsetzung der Diskussion überhaupt notwendig oder erspriesslich erscheint“.

Auf Einzelheiten der Auseinandersetzung, in deren Verlauf Sawicki, von den Einwänden Isenkrahes bedrängt, mehrmals seine Position ändert, wollen wir nicht eingehen. Wir bemerken nur, dass darin die Menge der materiellen Teilchen eine wichtige Rolle spielt, die nicht nur „die Zwischenräume zwischen den Himmelskörpern durchzieht“, sondern auch „alle uns bekannten Stoffe durchsetzt“ (85). Diese Teilchen sind von den uns bekannten Gasen durchaus zu unterscheiden, schon deswegen, „weil ihre Grösse mehrere tausendmal geringer, ihre Durchschnittsgeschwindigkeit aber

circa millionenmal grösser ist“ (84). Bei einem unendlichen Weltall würde in der Menge dieser Teilchen ein unendlicher Energienvorrat aufgespeichert sein. Daraus könnte möglicherweise der Verlust an freier Energie; den die Sonnensysteme und Nebel nach dem Entropiegesetz erleiden, endlos gedeckt werden. Soll das „Entropieargument“ sein Ziel erreichen, so muss bewiesen werden, dass eine derartige Deckung nicht stattfindet¹⁾.

Im Verlaufe der Diskussion weist der Vf. wiederholt darauf hin, dass man das Unendliche nicht ohne weiteres wie das Endliche behandeln darf. Das ist nach Cantor das gewöhnliche *πρώτον ψεύδος* beim Operieren mit dem Unendlichen. Das ist ja auch der Fehler, den Isenkrahe bei seinem „Existenzbeweis des Ungewordenen“ begeht. Die unendliche Menge hat eben andere Eigenschaften als die endliche, wie dies vor allem aus den sogenannten „Paradoxien des Unendlichen“ erhellt. Daraus folgt aber nicht, dass man mit dem Vf. Bedenken tragen muss, bei einer unendlichen Menge von „jedem“ Element oder von „allen“ Elementen zu reden. Hier haben wir ja keinen Uebergang vom Endlichen zum Unendlichen. Nicht deshalb nehmen wir das Recht in Anspruch, bei einer unendlichen Menge von „jedem“ Gliede, von „allen“ Gliedern zu sprechen, weil uns dies bei endlichen Mengen erlaubt ist, sondern es ergibt sich dieses Recht unmittelbar aus der Natur des allgemeinen Begriffes, mit dessen Hilfe man eine Gesamtheit von Dingen und jedes Ding der Gesamtheit bezeichnen kann ohne jede Rücksicht darauf, welches die Anzahl der Glieder ist. In diesem Sinne bemerkt Couturat in den „Philosophischen Prinzipien der Mathematik“²⁾: „Die Leugner des Unendlichen nehmen an, dass man die endlichen Zahlen nur einzeln und nacheinander behandeln könne, als ob ihre Gesamtheit nur mit Hilfe einer vollständigen Induktion gekannt und gefasst werden könnte. Es liegt hier übrigens eine Eigenschaft aller allgemeinen Begriffe vor, dass sie nämlich auf einmal alle Objekte, die zu ihrem Umfang gehören, zu behandeln gestatten, auch wenn diese Objekte in unendlicher Anzahl vertreten wären. In der Tat kann ein Begriff einen endlichen Inhalt und einen unendlichen Umfang besitzen, und eben auf diese Art können wir uns unendliche Mengen denken“.

Isenkrahe verlangt (95), dass man „sehr auf der Hut sei“ bei der

¹⁾ Auf Stosswirkung solcher Teilchen möchte Isenkrahe, den Spuren Lesages folgend, die Gravitationserscheinungen zurückführen. Er hat darüber im Jahre 1879 ein interessantes Buch geschrieben: Das Rätsel von der Schwerkraft. Kritik der bisherigen Lösung des Gravitationsproblems und Versuch einer neuen auf rein mechanischer Grundlage. Braunschweig, Vieweg. „Ueber den Zusammenhang der sogenannten Aetherstosstheorie mit einigen Sonderfragen der kosmischen Physik“ handelt Isenkrahe in einem Aufsatz, der im Jahre 1915 in den „Naturwissenschaften“ (Heft 38 S. 488) erschienen ist. Ich vermisste in diesem Aufsatz jede Bezugnahme auf die Untersuchungen Poincarés, deren Ergebnis für die Aetherstosstheorie sehr ungünstig ist. Betrachtet man den Stoss als unelastisch, so würde nach Poincaré die Erde durch die stossenden Teilchen in einer Sekunde hunderttrillionenmal mehr Wärme empfangen, als die Sonne in der gleichen Zeit aussendet. Zu ebenso absurden Resultaten gelangt man, wenn man den stossenden Teilchen eine unvollkommene Elastizität zuschreibt. Vollkommene Elastizität kann man ihnen nicht beilegen, sonst würde die Gravitationswirkung gleich Null. Auch der Versuch von Lorentz, an die Stelle der stossenden Korpuskel den Lichtdruck zu setzen, ist gescheitert. Er führt zum Resultate, dass die Temperatur der Erde in jeder Sekunde um zehn Billionen Grad wachsen müsste (Poincaré, Wissenschaft und Methode [1914] 222).

²⁾ Couturat, Phil. Prinz. d. Mathematik (1908) 66.

Benutzung der Worte „alle“ und „jedes“ bezüglich unendlicher Mengen. Weshalb dies? Weil, so erklärt er¹⁾, bei einer solchen Menge ein letztes Element gar nicht erreichbar ist, ebenso kein vorletztes, kein drittletztes usw., also [!] auch nicht „jedes“.

Ein merkwürdiges „also“. Gewiss ist in einer solchen Menge kein letztes Glied „erreichbar“. Folgt aber daraus, dass es in der Menge ein Glied gibt, das nicht erreichbar wäre? Mit nichten. Diese Folgerung wäre nur dann berechtigt, wenn es in der Menge ein letztes Glied gäbe: das ist ja aber gerade durch die Unendlichkeit der Mengen ausgeschlossen.

Tatsächlich erreicht mein Denken jedes Element einer unendlichen Menge genau in der nämlichen Weise, wie es z. B. jedes Element der endlichen Menge der Einwohner Londons erreicht, wenn es den Satz aufstellt: Jeder Einwohner Londons erfreut sich des Schutzes des britischen Gesetzes. In beiden Fällen kommt das Erreichen nicht dadurch zustande, dass das Denken von einem Elemente zum anderen läuft, sondern dadurch, dass es sich mit einem Schlage auf jedes Element erstreckt.

Während Isenkrahe im Gebrauche der Worte „jeder“ und „alle“ eine überflüssige Behutsamkeit verlangt, lässt er die notwendige Vorsicht vermissen, wenn er Sawicki gegenüber erklärt (154); „Wenn in Ihrem unendlichen Luftmeer überhaupt keine zwei Mücken sein dürfen, deren räumlicher Abstand unendlich ist, dann haben wir doch die geometrisch unausweichliche Folge, dass der ganze Schwarm ohne Ausnahme eingekapselt werden kann in eine Raumkugel mit restfrei ausmessbarem Durchmesser.“ Wir wären Isenkrahe sehr dankbar, wenn er diese unausweichliche Folge mit triftigen Gründen beweisen wollte. Er würde sich damit sehr um die Wissenschaft verdient machen, der bisher solche Gründe noch fehlen. Allerdings ist meine Hoffnung, dass Isenkrahe dies leisten wird, nur gering; denn seine Behauptung scheint mir nicht nur unbeweisbar, sondern irrig zu sein; ebenso irrig wie der Satz: die Menge der endlichen ganzen Zahlen kann nur unter der Bedingung unendlich sein, dass es irgend zwei endliche Zahlen gibt, deren Differenz unendlich gross ist.

In einem Nachtrage wendet sich Isenkrahe gegen die Kritik, die ich dem zweiten Hefte seiner Untersuchungen gewidmet habe. Das Urteil über seine Ausführungen möchte ich den Lesern seines Buches überlassen, die von meiner Rezension Kenntnis genommen haben. Sie mögen darüber entscheiden, ob ich nicht nach den Gesetzen der Psychologie des „erwachsenen, normalen Menschen“ erwarten musste, die hinterherige Darbietung des seiner Zeit von Isenkrahe Vermissten würde seinem Wunsche entsprechen, ob Gutberlet ihm „zureichenden Grund“ für sein seltsames Missverständnis gegeben, ob er in seinem Zitat aus Bergmann nicht gerade das unterdrückt hat, worauf es in unserer Diskussion just ankommt, ob ich bei der Vorführung seiner Grenzdefinition das entscheidende Kriterium (d. h. das für die Verkehrtheit der Definition entscheidende, eine andere Entscheidung kommt hier nicht in Frage) einfach weggelassen, kurz ob es Isenkrahe gelungen ist, auch nur in einem einzigen Punkte meine Ausstellungen zu entkräften.

Von der neuen Grenzdefinition habe ich nachgewiesen²⁾, dass sie Isenkrahe zu einem interessanten Fehlschluss bezüglich der Unbegrenztheit des Raumes verleitet hat. In seiner Erwiderung³⁾ (im Jahre 1916) ver-

¹⁾ Isenkrahe, Das Endliche und das Unendliche 222.

²⁾ Phil. Jahrb. 34 (1921) 72 ff. — ³⁾ Phil. Jahrb. 29 (1916) 324 ff.

wickelte er sich, wie ich in meiner sofortigen Antwort¹⁾ zeigen konnte, in neue, eigenartige Paralogismen. Seit dieser Zeit, d. h. seit 5 Jahren, hat Isenkrahe keinen ernstesten Versuch²⁾ mehr gemacht, meine Behauptung zu widerlegen. Und doch handelt es sich um einen für die Zweckmässigkeit der neuen Definition entscheidenden Punkt. Denn auch hier gilt der Satz: den Baum sollt ihr an seinen Früchten erkennen. Während die alte Definition während der langen Reihe von Jahrhunderten von Aristoteles bis — nun eben bis Isenkrahe, meines Wissens zu keinem Fehlschluss Anlass gegeben, hatte die neue Definition kaum das Licht der Welt erblickt, als sie undankbarer Weise ihren eigenen Urheber zu Fall brachte. Kann es einen besseren Beweis für ihre Gefährlichkeit geben? Dass es Isenkrahe nicht an Zeit und Gelegenheit gefehlt hat, seinen Beweis für die Unbegrenztheit des Raumes zu rechtfertigen, zeigen die inzwischen erschienenen drei Hefte seiner „Untersuchungen“.

Von einiger Bedeutung für unsere Kontroverse scheinen mir folgende Bemerkungen Isenkrahes (242) zu sein: . . . „Hartmann schreibt: Wollen wir feststellen, welchen Sinn der Sprachgebrauch dem Worte Grenze gibt, so müssen wir uns fragen, was wir meinen, wenn wir einem [wohlgeremt: einem!] Dinge eine Grenze beilegen: Das ist aber doch augenfällig ungenügend! Müssen wir denn nicht z. B. ebensowohl auch fragen, was wir meinen, wenn wir reden von der Grenze zwischen zwei Dingen? Diese zweite, von Hartmann unberührt gelassene Frageform ist, weil umfassender, noch nötiger als die erste!“

Nun, wenn Isenkrahe in seiner Definition festlegen will, was wir unter der „Grenze zwischen zwei Dingen“ verstehen, so habe ich nicht das Geringste gegen sie einzuwenden. Er sollte dann aber nicht von Grenze schlechthin, sondern eben von der „Grenze zwischen zwei Dingen“ reden. Spricht man von Grenze schlechthin, so meint man etwas, was der „Grenze, die ein Ding hat“ und der „Grenze zwischen zwei Dingen“ gemeinsam ist. Dieses Gemeinsame aber deckt sich natürlich nicht mit dem reicheren Inhalte der „Grenze zwischen zwei Dingen“, sondern mit dem ärmeren Inhalte der „Grenze, die ein Ding hat“. Darum ist Grenze schlechthin identisch mit der „Grenze, die ein Ding hat“. Ist Isenkrahe hiermit einverstanden, so bin ich gern bereit, bezüglich der „Grenzfrage“ mit ihm Frieden zu schliessen.

Ueber die beweglichen Klagen Isenkrahes über „Textvertauschung“ brauche ich kein Wort mehr zu verlieren³⁾. Ich verweise auf die Erklärung, die ich hierüber gelegentlich der Rezension des ersten Heftes

¹⁾ Phil. Jahrb. 29 (1916) 330 ff.

²⁾ In der belanglosen Bemerkung Isenkrahes, dass er in meiner Erwiderung die Berücksichtigung des Unterschiedes zwischen symmetrischer und asymmetrischer Beziehung vermisste (Heft I S. 120; vgl. Heft IV S. 243) wird wohl niemand einen solchen Versuch erblicken.

³⁾ Ein Musterbeispiel Isenkrahescher Polemik bilden seine Ausführungen über die angebliche Vertauschung der Ausdrücke „Enthaltensein in“ und „Zerlegen in zwei Teile“. Bereits im ersten Hefte seiner „Untersuchungen“ rennt der Vf. viele Seiten hindurch offene Türen ein, wene er beweist, was niemand bestreitet, und widerlegt, was niemand behauptet, um schliesslich zu dem Resultate zu kommen, es sei ihm durch „Textvertauschung“ Unrecht geschehen. Dies Resultat ist irrig. Es sind gegen ihn keinerlei „Angriffe“ gerichtet worden, die nicht in „aktenmässig und unwidersprechlich“ echten Isenkrahe-Texten ihren zureichenden Grund hätten.

gegeben habe und von der Isenkrahe seinen Lesern leider nur unvollständigen und irreführenden Bericht erstattet.

Zum Schlusse möchte ich noch die gewaltige Arbeit rühmend hervorheben, die Isenkrahe dem dritten Hefte seiner Untersuchungen gewidmet hat. Er begnügt sich nicht damit, den Text des Briefwechsels wiederzugeben, er hat auch „das Ganze unter dem Gesichtspunkte einer wissenschaftlichen Untersuchung durchgearbeitet, um dem Leser das eingehende Verständnis aller behandelten Punkte zu erschliessen und nach Möglichkeit zu erleichtern“. Wir verstehen es, dass er sein Werk ausklingen lässt mit den Worten Vergils: „Tantae molis erat“. Wenn der erzielte Gewinn der aufgewandten Mühe nicht ganz entspricht, so liegt der Grund hierfür vor allem an der Undankbarkeit des Gegenstandes, dem der Vf. seinen Fleiss zugewandt hat.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

Psychologie.

Spuk- und Geistererscheinungen oder was sonst? Eine kritische Untersuchung von Br. Grabinski. Hildesheim 1920, Borgmeier.

Bislang hat die Wissenschaft es nicht für nötig erachtet, sich ernstlich mit Spuk- und Geistererscheinungen zu beschäftigen, sie hat dieses Gebiet dem Aberglauben zugewiesen. Andere okkultistische Erscheinungen sind Gegenstand sehr fleissiger Behandlung geworden, weil die Tatsachen immer dringender nach einer Erklärung verlangten. Aber in vorliegendem Werke werden die Tatsachen auf dem Gebiete des Spuks ebenso unwiderleglich festgestellt wie die spiritistischen Phänomene. Der Vf. hat dieses Gebiet zum besonderen Gegenstande seiner Studien gemacht und als Redakteur war er in der Lage, sich durch eine ausgedehnte Korrespondenz weitgehend über angeblichen Spuk zu informieren. Er hat schon mehrere Schriften über denselben Gegenstand veröffentlicht: Neuere Mystik, Das Uebersinnliche im Weltkriege, Geheimnisvolles aus dem Reiche des Uebersinnlichen. Hier fasst er alles zusammen, was er durch jahrelanges Forschen gefunden hat, und gibt den Ertrag seiner Studie in dem Buche wieder. Mit Recht kann er sie eine „kritische Untersuchung“ nennen. Von Leichtgläubigkeit, wie sie nur zu sehr bei den Liebhabern des Okkultismus sich geltend macht, ist da nichts zu finden. Er hat keine Mühe und Arbeit gescheut, um über die Realität der Phänomene Gewissheit zu erlangen. Er begnügte sich nicht mit der vorhandenen Literatur, sondern wollte persönlich sich überzeugen. Er schrieb zahlreiche Briefe, machte kostspielige Reisen und gestand nach negativem Ergebnis dann vielfach offen, dass nicht hinreichende Beweise für die Objektivität der Phänomene vorhanden seien. In der Erklärung der rätselhaften Vorkommnisse war er mit der eigenen Ansicht sehr zurückhaltend, widerlegte aber glücklich alle

die abenteuerlichen Hypothesen der Okkultisten. Der Vf. fasst das Ergebnis seiner Forschungen in einem Nachwort folgendermassen zusammen:

„Die in diesem Buche mitgetheilten Berichte über Spuk- und Geistererscheinungen erbringen in ihrer Gesamtheit den Beweis, dass an der Tatsache dieser Phänomene nicht mehr gezweifelt werden kann. Mag auch der eine oder andere Bericht in Einzelheiten nicht ganz zutreffen, an der Sache wird dadurch nichts geändert. Es hiesse gegen bessere Erkenntnis handeln, wollte man sich der Wucht der hier berichteten Tatsachen verschliessen. Es kann also mit Recht gefordert werden, dass man in den Kreisen, in denen man diesen Phänomenen skeptisch und ablehnend gegenübergestanden, nunmehr in dieser Hinsicht eine Revision der Ansichten vornimmt. Und zwar schon im eigensten Interesse, denn angesichts des heute vorliegenden Tatsachenmaterials über solche Erscheinungen bedeutet die Leugnung dieser Dinge schliesslich nichts anderes als ein sich selber ausgestellttes geistiges Armutszeugnis. Das aber sollte wenigstens jener Teil, der sich zur Intelligenz zählt, im Interesse seines Ansehens vermeiden“.

„Ueber die Erklärung der hier berichteten Erscheinungen wird man natürlich verschiedener Meinung sein können. Es muss dem Leser überlassen bleiben, ob und inwieweit er sich den im Buche vertretenen Ansichten über den Charakter der Spuk- und Geistererscheinungen anschliessen will. Wer auf diesem Gebiete selbst Erfahrungen besitzt, dem wird es weniger schwer fallen, sich für die eine oder andere Erklärungsmöglichkeit zu entscheiden“.

„Was das Phänomen der sogenannten eingebrannten Hand betrifft, so geht wohl, um mit Lessing zu sprechen, hier einem ‚das ganze Latein aus‘, denn hier gibt es eben, wie schon an anderer Stelle gesagt, nur zwei Möglichkeiten: Wahrheit oder Betrug. Ich glaube aber nicht, dass sich angesichts so vieler Fälle und in anbetracht eines im allgemeinen einwandfreien Beweismaterials der Nachweis des Betruges führen oder überhaupt ein berechtigter Grund für die Annahme eines solchen finden lassen wird“.

Sehr berechtigt ist die praktische Folgerung, durch die der Vf. seine Arbeit schliesst: „Für diejenigen aber, die von der Wahrheit dieser Erscheinungen überzeugt sind, ergibt sich aus dieser Erkenntnis die moralische Pflicht, die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen“. Er meint damit die Pflicht, eine übersinnliche, jenseitige Welt anzuerkennen und eine bisherige Weltauffassung aufzugeben. Was aber speziell die „eingebrannte Hand“ anlangt, halte ich es nicht für ratsam, aus ihr Schlüsse auf ein Fortleben nach dem Tode oder gar auf das Fegfeuer zu ziehen. Die Seelen der Abgeschiedenen haben ja keine Hände, und Hände sind nicht feuerig, dass sie Löcher in Tücher und Bücher einbrennen könnten. Das Benehmen dieser unter den Spukphänomenen vorgeführten Verstorbenen stimmt schlecht zu dem Leben der heiligen noch nicht ganz gereinigten Seelen. Was wir

von den Erscheinungen der Seelen des Fegfeuers im Leben der Heiligen lesen, entspricht ganz ihrem Zustande und ihrer Persönlichkeit. Sie quälen und erschrecken die Lebenden nicht, poltern nicht, geben keine Backenstrieche, dass das Blut aus den Wunden fließt, wenn ihnen nicht schnell genug geholfen wird. Die allgemeine Annahme der Spiritisten, dass die Wunderdinge der Sitzungen von inkarnierten Verstorbenen durch die Medien hervorgebracht werden, ist ja an besonders auffallenden Fällen als Irrtum nachgewiesen worden. Die Inkarnationen traten wohl am auffälligsten bei der Helene Smith, einem der berühmtesten Medien hervor. Flournoy, der sie lange streng wissenschaftlich beobachtet hat, fand, dass die von ihr vorgestellten berühmten Persönlichkeiten durchaus nicht den historischen entsprechen. Näheres darüber haben wir in dem Aufsätze dieses Heftes „Parapsychologie“ mitgeteilt. Auch über die Schrift von Grabinski hatten wir da Gelegenheit, eingehender zu sprechen.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

Der Okkultismus im modernen Weltbild. Von T. K. Oesterreich, Professor an der Universität Tübingen. Dresden 1921, Sibyllen-Verlag. 171 S. *Nb* 9,60.

„Nach dem Wunsch des verehrten Verlags wendet sich das vorliegende Buch an einen grösseren Leserkreis, darunter auch an solche Fachgenossen, die sich mit den Gegenständen dieser Schrift bisher nicht näher beschäftigt haben. Es will die wissenschaftliche Lage schildern, wie sie mir vom vorurteilsfreien Standpunkt zu sein scheint . . . auch das soll aus ihr hervorgehen, dass es sich zu einem erheblichen Teile wirklich um ein neues, zukunftsreiches Problemgebiet handelt . . ., damit endlich mit Sicherheit der Umkreis des Wirklichen festgestellt und dann vor allem auch die philosophischen Konsequenzen gezogen“ (7).

Die Einleitung skizziert die Krisis der modernen Weltanschauung. Zu den diese Krisis beeinflussenden Erscheinungen gehören jene psychischen und psychophysischen Erscheinungen, die man mit einem wenig glücklich gewählten Worte dem „Okkultismus“ zuweist. „Besser und prägnanter ist die Bezeichnung Parapsychologie, oder auch, wie Rochet sagt, Metapsychologie“ (19). Der Verf. charakterisiert kurz das geistige Milieu, in dem diese Erscheinungen sich zu vollziehen pflegen: die passiven und aktiven Teilnehmer spiritistischer Sitzungen, die Zuschauer und die Medien. Er erwähnt die wenig kritische Stellungnahme Zoellners, Fechners und Crookes' zu diesen Phänomenen und betont die Notwendigkeit, dass die Wissenschaft endlich einmal diese Dinge kritisch anpackt. Der beste und kürzeste Weg dazu ist die Betrachtung der wichtigsten Medien der Gegenwart; es sind dies das Schweizer Medium Helene Smith, die Amerikanerin Mrs. Piper und die Italienerin Eusapia Palladino“ (25).

Sie also sind der Hauptgegenstand des vorliegenden Buches. An Helene Smith studiert der Verf. die „Inkarnationszustände“, an Mrs. Piper die psycho-

metrischen Phänomene, an Eusapia Palladino die Telekinesie und den physikalischen Mediumismus. Es kommt hinzu die Schilderung und Beurteilung der Materialisationsprozesse bei Eva C. und der Theosophie des Rud. Steiner.

Im Schluss erörtert der Verf. die „Forschungsaufgaben“, die der Wissenschaft hier noch harren, und unterbreitet eine Reihe von Vorschlägen bezüglich der in Zukunft einzuschlagenden Forschungswege auf diesem Gebiete.

Der Literaturnachweis (165—171) will auf irgendwelche Vollständigkeit sicher keinen Anspruch machen. Trotzdem ist es auffallend, dass kein einziger Autor katholischer Richtung darin anzutreffen ist, obwohl auf dieser Seite ganz bedeutsame Veröffentlichungen zur Frage vorliegen, ich nenne nur die Namen Gutberlet, Bessmer und Staudenmaier.

Im übrigen verweisen wir auf die Ausführungen, die Gutberlet in vorliegenden Heft des Phil. Jahrbuchs zu den Darlegungen Oesterreichs macht.

Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.

Ethik.

Grundlage und Ausbildung des Charakters nach dem hl. Thomas von Aquin. Von Dr. Joseph Mausbach, Päpstl. Hausprälat, Dompropst und Professor an der Universität Münster i. W. Zweite und dritte, bedeutend erweiterte Auflage. Freiburg i. B. 1920. VIII u. 146 S. Br. *№* 17,—, geb. *№* 22,—.

Zum ersten Male im Jahre 1911 erschienen, war die ausgezeichnete Schrift schon nach drei Jahren vergriffen. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, dass sich der Verfasser entschlossen hat, sie in zweiter Auflage erscheinen zu lassen, und zwar um die Hälfte des Umfangs erweitert, sowohl nach der wissenschaftlichen wie nach der praktischen Seite vertieft. Einerseits hat Mausbach die verschiedenen Fragen neuerdings in Angriff genommen und sie mit Rücksicht auf moderne Fragestellungen behandelt, andererseits liess er es sich angelegen sein, aus der Lehre des Aquinaten die praktischen, für Erziehung und Selbsterziehung wertvollen Konsequenzen zu ziehen. Kein Zweifel deshalb, dass das Buch an Wert noch gewonnen hat und neuerdings die Anerkennung all derer finden wird, die es für gefordert halten, die Erziehungslehre auf eine streng wissenschaftliche Grundlage zu stellen.

Eichstätt.

Prof. Dr. M. Wittmann.

Summa philosophiae christianae. Auctore Josepho Donat S. J. Oeniponte, F. Rauch. 8^o. VII: **Ethica generalis.** Ed. 1 et 2 (1920). 228 p. *№* 20,—. VIII: **Ethica specialis.** Ed. 1 et 2 (1921). 303 p. *№* 48,—.

Den bereits veröffentlichten sechs Teilen seines Lehrbuchs der christlichen Philosophie hat P. Donat die allgemeine und spezielle Ethik nunmehr, nach längerer Unterbrechung, folgen lassen.

Der erste Teil behandelt die allgemeinen Begriffe und Fragen der sittlichen Ordnung: das letzte und nächste Lebensziel des Menschen, wobei auch die modernen Lebensziele: Entfaltung der freien Persönlichkeit, Kulturfortschritt und Humanität einer genaueren Prüfung unterzogen werden, ferner Sittlichkeit, Naturgesetz, Gewissen, Tugend, Charakter, Naturrecht und seine Verneinung, endlich das Verhältnis von Leben und Sittlichkeit zur Religion, wobei die neuzeitlichen Bestrebungen der Laisierung der Ethik beleuchtet werden. An dieser Stelle werden auch die modernen ethischen Systeme, besonders der ethische Empirismus mit seinen entwicklungstheoretischen und relativistischen Verzweigungen, dem Stande der neuesten Literatur entsprechend zusammengefasst und behandelt. Der spezielle Teil verbreitet sich über Pflichten und Rechte im besonderen und über das gesellschaftliche Leben, über Familie, Staat und zwischenstaatliche Beziehungen. Wegen der erhöhten Bedeutung, die jetzt das staatliche Leben beansprucht, wurden die christliche Staatslehre und ihre wichtigen Fragen, wie die rechtliche Grundlage des staatlichen Lebens, Berechtigung und Nichtberechtigung politischer Veränderungen, Staatszweck, innere Verfassung und Regierungsformen, Volksvertretung, Wahlrecht, Staatsgewalt und ihre Zweige sowie ihre Beziehung zu Religion und Unterricht, Steuerwesen, zu Wissens-, Lehr- und Pressfreiheit, zu den sozialökonomischen Fragen mit grösserer Ausführlichkeit behandelt.

Die Vorzüge der Donatschen Lehrbücher, auch der vorliegenden beiden Bändchen, sind Klarheit, Uebersichtlichkeit, Gediegenheit, stete Fühlungnahme mit den Ideen auch der neuen und neuesten Zeit, einfacher und leicht verständlicher lateinischer Stil, trefflich ausgewählte Literaturangaben und Autorenzitate.

Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.

Gnade und Freiheit. Untersuchungen zum Problem des schöpferischen Willens in Religion und Ethik. Von Felix Weltsch. München 1921, Kurt Wolff. 155 S. Geh. *M* 12,—, geb. *M* 20,—.

Unter sechs Gesichtspunkten verbreitet sich der Verf. über seinen Gesamtgegenstand: Der Glaube als Vertrauensentscheidung (7—27), Leben und Einheit (28—45), Vitalität und Geist (46—75), Freiheit und Notwendigkeit (76—95), Gnade und Freiheit (96—116), schöpferische Freiheit als religiöses Prinzip (117—153).

Das Buch enthält eine grosse Fülle von originellen, anregenden, vielfach mehr geistreichen und antithetisch zugespitzten als klaren und wahren, meist lose aneinander gereihten Gedanken. Eine einheitliche Welt- und Lebensanschauung oder philosophische Grundansicht wird aus demselben nicht ersichtlich.

Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.

Religionsphilosophie.

Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Herausgegeben von W. H. Roscher. **Supplement: Geschichte der klassischen Mythologie und Religionsgeschichte während des Mittelalters im Abendland und während der Neuzeit.** Von Otto Gruppe. VIII u. 248 S. Leipzig 1921, B. G. Teubner. Preis: Geheftet 14 *M.*, hierzu Teuerungszuschläge.

Als die Aufgabe einer wirklichen Geschichte der Mythologie sieht der Verf. an: die Wiedergabe des biographischen und bibliographischen Materials, die Aufdeckung des Zusammenwirkens der allgemeinen Kulturströmungen, die Kennzeichnung der Individualität der einzelnen Forscher, die Herausstellung des in den einzelnen mythologischen Systemen liegenden Entwicklungsreizes (V). In diesem Sinne schrieb der Verf. in den Jahren 1906—1909 eine Geschichte der Mythologie. „Aeusserere Gründe zwangen dann zu einer Beschränkung des Umfangs und damit auch zu einer inneren Umgestaltung“ (V). Die Geschichte der klassischen Mythologie im Altertum und in byzantinischer Zeit wurde abgetrennt. Ferner wurde der Nachweis, „wie sich in den mythologischen Studien jeder Zeit und in der Stellung, die sie der griechischen Götterwelt und Sage gegenüber einnimmt, ihre Gesamtkultur, ihre ganze Weltauffassung abmalte“, in dem vorliegenden Werke nur in gelegentlichen Andeutungen ausgeführt (V). So wird manchen Benutzern des „Mythologischen Lexikons“ „dieses Beiheft — allerdings gegen seine ursprüngliche Bestimmung — vor allem ein Nachschlagebuch und als solches in der vorliegenden Form wahrscheinlich willkommen sein als ein Supplement zur allgemeinen Literatur- und Kulturgeschichte, die die Schrift in ihrer ursprünglichen Gestalt geworden war“ (V). Zwei Drittel des Buches waren schon vor Ausbruch des Krieges gesetzt, das Manuskript hat der Verf. seit 1913 nicht mehr wiedergesehen, deshalb wurde „das Buch auf dem Standpunkt von 1913 gelassen“ (VI). Das ist indes nicht ein wesentlicher Mangel, denn „etwas Abschliessendes hätte über eine im Fluss begriffene Wissenschaft in keinem Fall geboten werden können“ (VI). Ueberdies „behält der Rückblick auf die Vergangenheit einer Wissenschaft, wie er in jedem Augenblick angestellt werden kann, immer für einige Zeit Wert, wenn er überhaupt einen solchen besessen hat“ (VI).

Das vorliegende Werk besitzt trotz der durch die oben geschilderten Umstände bedingten Kürzung und Umstellung grossen dauernden Wert, namentlich als Nachschlagebuch. Die Literatur ist bis zum Jahre 1913 in beachtenswerter Vollständigkeit herangezogen; die seit 1913 erschienene Literatur ist wenigstens in der Hauptsache nachgetragen (244 f.). Befremdend wirkt bei dieser reichen Literaturverwertung die stiefmütterliche Behandlung der katholischen Literatur. Die hochbedeutenden und auch für das vorliegende Werk durchaus in Betracht kommenden Schriften des katholischen Anthropologen Wilhelm Schmidt in St. Gabriel-Mödling bei Wien sind nicht erwähnt oder berücksichtigt worden; auch eine Bezugnahme auf die von W. Schmidt herausgegebene internationale Zeitschrift für Völkerkunde „Anthropos“, die dem Verfasser ebenfalls manches

Wertvolle geboten hätte, ist nicht zu finden; ebenso hat der Verf. die „Natürliche Religionsbegründung“ von Seitz, deren dritter Teil „Historische Grundlegung der Religion“ in den Gesichtskreis des vorliegenden Buches einfällt, übergangen.

Die Gesamtdarstellung des Buches ist mehr kritisch als aufbauend, mehr den Einzelgelehrten und Einzelarbeiten zugewandt als systematisierend — abgesehen von dem „Umblick und Ausblick“ (233—244), der eine bei aller Kürze ganz ausgezeichnete Gesamtbeleuchtung und -bewertung ist und die Fähigkeit des Verfassers zu systematisieren hervorragend dartut, aber auch betont, dass von Systembildungen und Fortentwicklungen in der Wissenschaft der Mythologie nur in bescheidenem Masse die Rede sein könne.

Das kritische Urteil des Verfassers hier wie auf allen anderen Seiten des Buches ist scharf, hie und da etwas stark zugespitzt, auf rationalistischem Boden stehend und von evolutionistischen Anschauungen beeinflusst,

F u l d a.

Dr. Chr. Schreiber.

Geschichte der Philosophie.

Aristoteles' Kategorien (des Organon erster Teil). Vorangeht:

Des Porphyrius Einleitung in die Kategorien. Neu übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen. Von Dr. theol. Eug. Rolfes. Leipzig 1920. VIII u. 86 S. (Philos. Bibliothek Bd. 8). Br. *№* 10.

Aristoteles' Perihermenias oder Lehre vom Satz (des Organon zweiter Teil). Neu übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen. Von Dr. theol. Eug. Rolfes. Leipzig 1920. VIII u. 42 S. (Philos. Bibliothek Bd. 9). Br. *№* 6,25.

Der unermüdliche Aristoteliker fährt fort, die Schriften des Stagiriten zu übertragen. Auch seine neuesten Uebersetzungen weisen die bekannten Vorzüge auf: Volle Vertrautheit mit der Aristotelischen Gedankenwelt und erfolgreiches Streben nach getreuer Wiedergabe derselben. Von Wert sind auch die erklärenden Anmerkungen, die für die zweite Schrift einen grösseren Umfang angenommen haben. Historisch und sachlich begründet ist es, dass der Schrift über die Kategorien die bekannte Einleitung des Neuplatonikers Porphyrius beigegeben wurde. Und so sind auch diese neuesten Uebersetzungen vollauf dazu angetan, in das Verständnis der Aristotelischen Lehre einzuführen. Gute Dienste leisten auch die einleitenden Ausführungen des Uebersetzers, nur wird mancher Leser die historische Orientierung vielleicht umfassender wünschen. Auch möchte man einiges über die Grundsätze hören, die Rolfes bei der Anfertigung seiner Uebersetzungen durchführen will, insbesondere, welche Stellung er

zu früheren Uebersetzungen einnimmt. Die wenigen Bemerkungen, die Rolfes bezüglich der letzten Partien der Kategorien (Postprädikamente) der Echtheitsfrage widmet, können natürlich die Sache nicht erledigen.

Eichstätt,

Prof. Dr. M. Wittmann.

Der Augustinische Gottesbeweis historisch und systematisch dargestellt. Von Dr. theol. et phil. Johannes Hessen. Münster i. W. 1920, Schöningh. 112 S.

A. Im ersten, historischen Teil (13—86) erörtert der Vf. folgende Fragen: I. Augustins Lösung des Erkenntnisproblems: Sie ist (nach einem zutreffenden Worte Hertlings) „Apriorismus in theologischer Form“. „Die veritates und rationes aeternae besitzen streng apriorischen Charakter. Sie stammen nicht aus der Erfahrung, sondern werden in diese hineingetragen, und so die Gegenstände im Urteil bestimmt. Andererseits bilden sie aber auch keine freischwebende, in sich selbst ruhende Ordnung, sondern sind in Gott metaphysisch verankert. Von seinem Lichte erleuchtet, tritt unser Geist mit dem mundus intelligibilis, den ewigen Wahrheiten und Begriffen, in Kontakt, nimmt sie unmittelbar wahr. Das apriorische Element in unserer Erkenntnis wird somit metaphysisch und psychologisch, in seiner Geltung und seiner Genesis, auf Gott zurückgeführt“ (23).

II. Der Augustinische Gottesbeweis:

1. Platonische Ansätze verwendet Augustinus in seinem Gottesbeweis dadurch, dass er „das Bestreben zeigt, nach Art Platons unvermittelt von Denkinhalten zum Sein, von geltenden Wahrheiten zu einer substanziellen Wahrheit fortzuschreiten . . ., durch Hypostasierung eines abstrakten Begriffs das Dasein einer höheren Wirklichkeit zu erweisen“ (25). „Der abstrakte Begriff, der das Gemeinsame und Uebereinstimmende des nach ihm benannten Einzelnen wiedergibt, ist demnach zur Ursache dieses einzelnen gemacht“ (25). „Hätte sich nun Augustin damit begnügt, in der angegebenen Weise, auf dem Platonischen Weg der Verdinglichung abstrakter Begriffe, das Dasein einer höheren Wirklichkeit zu begründen, so könnte von einem eigentlichen Gottesbeweise bei ihm keine Rede sein“ (26).

2. Das ist aber nicht der Fall, vielmehr hat er einen eigentlichen Gottesbeweis. „Als Ausgangspunkt der Beweisführung dienen dem Kirchenvater die unbezweifelbaren Tatsachen des Selbstbewusstseins: Sein, Leben und Denken. Unter ihnen nimmt das Denken den Vorrang ein, denn dieses setzt das Sein und das Leben voraus, schliesst beides in sich und erscheint darum als das höhere“ (27 f.). Es gibt nur ein Objekt des Denkens, »das (führt Augustinus aus) alle Denkenden, ein jeder mit seiner Vernunft und seinem Geiste, gemeinsam schauen, weil das, was sie schauen, sich allen darbietet, wobei es jedoch nicht in Eigentum derer, denen es sich darbietet, verwandelt wird, wie etwa Speise und Trank, sondern unangetastet und unversehrt bleibt, mögen jene es schauen oder nicht« (De lib. arb. II n. 20). „Zu diesen Objekten gehört vor allem (bei Hessen S. 30) die Wahrheit der Zahl (ebenda). Sowohl

die Zahlengesetze wie die Zahlen besitzen nach Augustinus apriorischen Charakter, ebenso die in der hl. Schrift mit der Zahl auftretende Weisheit.

„Augustin zieht nunmehr das Fazit. Er hat eine Menge Wahrheiten aufgedeckt, die sich um die Ideen der Zahl und der Weisheit gruppieren und die den Charakter der Unveränderlichkeit, Allgemeingültigkeit und Denknötwendigkeit besitzen. Von diesen Wahrheiten schreitet er nun zur Wahrheit selbst fort“ (34). Da sie „weder geringer ist als unser Geist, noch auch gleichwertig mit ihm, restat ut sit superior atque excellentior (ebenda)“ (35). Diese Wahrheit identifiziert Augustinus mit Gott (36). Grund: die Allgemeingültigkeit und die Gemeinsamkeit der intelligiblen Wahrheiten „findet Augustin unbegreiflich ohne die Annahme einer selbständigen, substanzialen Wahrheit, die alle einzelnen Wahrheiten in sich birgt. Jene Merkmale sind gleichsam Lichtstrahlen, die ihn auf die absolute Wahrheit als den verborgenen Lichtquell hinweisen. Ganz besonders ist es die Gemeinsamkeit der Wahrheit, ihr Walten in den verschiedenen Individuen, ihr Charakter als einer über den einzelnen Subjekten stehenden und ihren Geist mit gebietender Majestät beherrschenden idealen Macht, die ihm als Grundlage für seinen Schluss auf eine Urwahrheit als eine transzendente Realität dienen“ (39).¹

„Nicht also durch einfache Hypostasierung abstrakter Begriffe gelangt Augustin zum Ziele . . . Andererseits bedient Augustin sich aber auch nicht des Kausalprinzips . . . Dieses Prinzip kann hier überhaupt keine Anwendung finden, weil Augustin die Wahrheit nicht in ihrem realen Sein und Werden, sondern ihrem idealen Sein, ihrer inneren Struktur nach in Betracht zieht“ (39 f.).

3. Ergänzende Gedankengänge finden sich bei Augustinus in doppelter Hinsicht: einmal als „mehr oder weniger deutliche Variationen des im Hauptbeweis ganz behandelten Themas“ (42), wo — wie gesagt — von den Wahrheiten der Logik und Mathematik, sowie den Normen der Ethik und Aesthetik, also von formalen Normen, geschlossen wird auf eine veritas incommutabilis, die mit Gott identisch ist (49), sodann als ganz oder teilweise neue Gesichtspunkte, indem nämlich diese formalen Wahrheiten als materiale Werte betrachtet werden und von ihnen auf eine absolute Gutheit und Schönheit geschlossen wird (42 ff.).

III. Das 3. Kapitel des ersten, historischen Teils behandelt die Geschichte des Augustinischen Gottesbeweises in der mittelalterlichen Philosophie (bei Anselm von Canterbury, in der älteren Franziskanerschule, bei Thomas von Aquin) und in der neuzeitlichen Philosophie (bei Descartes, bei Leibniz und im Neukantianismus).

B. Der zweite, systematische Teil (87—112) untersucht die Grundlage, den Aufbau und die volle Ausgestaltung des Augustinischen Gottesbeweises.

a. Die Grundlage desselben ist „die theoretische Erkenntnislehre. Für diese ist charakteristisch die objektive Auffassung der Wahrheit“ (88). Es ist zu beachten, dass „dieses antipsychologistische Moment des Augustin. Gottesbeweises sich auch heute noch als haltbar erweist, ja dass es heute vielleicht mehr denn je gesichert erscheint“ (91). Neben Lotze und Bolzano treten Husserl, Brentano, Meinong und die Neukantianer dafür ein (89 ff.). Durch diesen Gegensatz zum Psychologismus ist die Grundlage des Augustinischen Gottes-

beweises indes noch nicht vollständig und allseitig charakterisiert (91). Auch die Aristotelisch scholastische Erkenntnislehre steht im Gegensatz zum Psychologismus, „doch unterscheidet sie sich wesentlich von der Platonisch-Augustinischen: nach der Aristotelisch-scholastischen Philosophie gründen die obersten Prinzipien in der Erfahrungswelt, sind durch Abstraktion aus dem Sinnesmaterial gewonnen“ (92); Augustin hingegen sieht die obersten Prinzipien als apriorische an: „Mit grösster Schärfe und Klarheit, so bemerkt Baumgartner, betont Augustin den apriorischen Charakter der wissenschaftlichen Erkenntnis und lehnt jede empiristische Theorie, auch jede Abstraktion aus dem Sinnlichen für die sämtlichen Gruppen der ewigen Wahrheiten ab“ (91 f.). Die Erkenntnislehre Augustins ruht auf einem antipsychologistischen und auf einem aprioristischen Idealismus. Augustin „tritt damit in Fühlung zu den Bestrebungen der Gegenwartphilosophie, hat die meisten und bedeutendsten Denker der Gegenwart auf seiner Seite“ (91), auf katholischer Seite z. B. den Philosophen und Theologen Switalski (93).

b. Der Aufbau des Augustinischen Gottesbeweises auf dem soeben aufgezeigten erkenntnistheoretischen Fundament geschieht dadurch, dass Augustin nach dem vollgültigen Erklärungsgrund für die ideale Absolutheit der intelligiblen Welt sucht und diesen Erklärungsgrund letztlich nur in einer incommutabilis veritas d. i. in Gott findet (95). Diesen Gedankengang beanstandet Verweyen auf Grund seiner „einseitig empiristischen Betrachtungsweise“ (97), Switalski hingegen bekennt sich mit Recht zu ihm, ebenso eine Reihe von Denkern innerhalb der modernen Philosophie, z. B. Oskar Ewald, Rickert, Carl van Endert u. a.

c. Die volle Ausgestaltung des Augustinischen Gottesbeweises geschieht durch die Wertlehre des Kirchenvaters. „Die wesenhafte Kontingenz der Werte weist uns hin auf eine vollendete Wertwirklichkeit. Auf diese Weise erhält neben der Noëtik auch die Ethik und Aesthetik eine metaphysische Krönung. Die Gottesidee erscheint nunmehr als der einheitliche Abschluss der drei wichtigsten Kulturgebiete: Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst. Sie ist gleichsam der Schlussstein im Gewölbe der menschlichen Kultur“ (105). Bei Neukantianern, z. B. bei Windelband und Jonas Cohn, vor allem auch bei E. Troeltsch finden sich ähnliche Gedankengänge.

Augustins Gottesargument ist weder ein empirischer Induktionsbeweis noch auch ein eigentlicher Deduktionsbeweis oder strenger Syllogismus, sondern die Folgerung aus einem Postulat: „Wir müssen das Dasein eines absoluten Geistes annehmen, wenn wir einen vollgültigen Erklärungsgrund der auf logischem, ethischem und ästhetischem Gebiete aufgedeckten Sachverhalte besitzen wollen. Logisch erzwingen lässt sich diese Annahme freilich nicht, weil sie sich ja nicht auf einem denknotwendigen Satz als Prämisse gründet“ (110). Trotzdem ist das Argument als Beweis anzusehen, „denn auch die übrigen Gottesbeweise gründen sich in letzter Instanz auf eine Forderung, ein Postulat, des Denkens“ (111). —

Der Verf. hat vieles Schöne und Gute aus Augustinus zutage gefördert und es in eine moderne Beleuchtung zu rücken verstanden. Er hat den Kirchenvater namentlich mit der neueren Methode der Religionsbegründung durch die badische neukantianische Schule in überraschende Verbindung gebracht. Viel-

leicht hatte er dabei den stillen Wunsch, ihr dadurch den Weg zum Theismus zu ebnen.

Trotzdem habe ich grosse Bedenken vorzubringen.

Es erscheint mir nach wie vor durchaus nicht bewiesen, dass Augustins Gottesbeweis nicht auf dem Kausalprinzip beruhe. Vielmehr bin ich der Auffassung, dass Augustins dargelegte Gedankengänge keine anderen sind als diejenigen, die die Scholastik später klarer und deutlicher im noëtischen und ideologischen Gottesbeweis zusammengefasst hat. Es kann dem grossen Denker von Hippo auch gar nicht entgangen sein, dass ohne Rückhalt in der empirischen Wirklichkeit ein Aufsteigen zu Gott nicht möglich ist. Das zeigen auch die vom Verf. zitierten Stellen nicht undeutlich, und der Verf. selbst steht im Banne dieser so natürlichen Denkweise. Er sagt ja selber, dass dem Denker von Hippo „als Ausgangspunkt seiner Beweisführung die unbezweifelbaren Tatsachen des Selbstbewusstseins dienen“ (27), also Tatsachen der Innen- erfahrung, nicht reine Begriffe. Und selbst da, wo die Begriffe in den Gesichtskreis treten, werden sie nicht als reine Begriffe betrachtet, sondern als Tatsachen, die mit ihren Merkmalen der Allgemeingültigkeit und Gemeinsamkeit wie „Lichtstrahlen auf die absolute Wahrheit als den verborgenen Leuchtquell hinweisen“ (39); es wird gesprochen vom „Walten der Wahrheit in den verschiedenen Individuen“, von ihrem „Charakter als einer über den einzelnen Subjekten stehenden und ihren Geist mit gebietender Majestät beherrschenden idealen Macht, die ihm (dem hl. Augustinus) als Grundlage für seinen Schluss auf eine Urwahrheit als transzendente Realität dienen“ (39). Das sind doch alles kausale, von der Urwahrheit auf das Denken der Menschen sich geltend machende und dem menschlichen Denken den Schluss auf Gott ermöglichende Beziehungen „Nicht also durch einfache Hypostasierung abstrakter Begriffe gelangt Augustin zum Ziel“ (39), sagt der Verf. mit Recht. Da verstehe ich nicht, wie der Vf. sofort dann wieder schreiben kann: „Andererseits bedient Augustin sich aber auch nicht des Kausalprinzips . . . Dieses Prinzip kann hier überhaupt keine Verwendung finden, weil Augustin die Wahrheit nicht in ihrem realen Sein und Werden, sondern ihrem idealen Sein, ihrer inneren Struktur nach in Betracht zieht“ (39 f.). Der Verf. vermengt zwei Dinge: einmal den Ausgangspunkt des Augustinischen Gottesbeweises samt der Feststellung einer höchsten Wahrheit, Gutheit und Schönheit von da aus, und dann die begriffliche Betrachtung dieser so erhobenen Wahrheit in sich und ihren Beziehungen zum Menschengest. Ersteres ist ein Fortschreiten an der Hand des Kausalprinzips, letzteres ist begriffliche Deduktion, aber auch sie steht auf dem Boden der Wirklichkeit: sie ist Zerlegung eines Inhaltes, der in seiner Totalität aus kausalen Verhältnissen zuvor erwiesen worden ist.

Die Berufung des Verf. auf Switalski ist nicht berechtigt, denn Switalski hebt ausdrücklich hervor: „Wenn wir uns also für den ursprünglich synthetischen Charakter der unmittelbar einleuchtenden Gesetzmässigkeit der »reinen«, »idealen« Wissenschaften entscheiden, so ist damit dem Subjektivismus keineswegs das Wort geredet. Wir meinen nicht ein Apriori der Herkunft, sondern ein Apriori der Geltung“ (bei Hessen zitiert S. 93).

Ohne die Anwendung des Kausalprinzips gelangen wir weder zu einer gesicherten Erkenntnis der Aussenwelt überhaupt, noch zu einer gesicherten

Erkenntnis des ausserweltlichen absoluten Geistes. Ob man dieses Kausalprinzip als „Postulat“ ansehen will oder als eine „Denknotwendigkeit“, ist eine Frage für sich. Jedenfalls ist es ein Postulat nicht einfachhin, sondern ein auf dem Prinzip des hinreichenden Grundes beruhendes denknotwendiges Postulat.

Alle Gottesbeweise der scholastischen Philosophie, auch der (vom Verf. und noch mehr von Grunwald nicht ganz richtig erfasste [S. 64 ff.]) aus den Stufen der Vollkommenheiten geführte, sogenannte henologische Gottesbeweis, ruhen auf diesem Prinzip. Mit Recht, denn ein Beweis aus blossen Begriffen wäre ein vergeblich versuchter Uebergang aus der logischen in die reale, existierende Ordnung. Der Idealismus der neukantischen Schule hat von seinem Standpunkt aus allen Grund, mit einem solchen Beweis zu sympathisieren, denn er tut seinen idealistischen Grundanschauungen keinen Abtrag. Ihm ist auch aus der Seele gesprochen, was der Verf. in der Einleitung schreibt:

„Nun sind jedoch die herkömmlichen Gottesbeweise in der Form, wie sie gewöhnlich dargeboten werden, nicht über jede Kritik erhaben. Der erkenntnis-kritisch geschulte und geschärfte Blick findet darin manche Unklarheiten und Unebenheiten, ja sogar direkte logische Fehler, wie das der katholische Philosoph und Mathematiker C. Isenkrabe in seinen scharfsinnigen Untersuchungen »Ueber die Grundlegung eines bündigen kosmologischen Gottesbeweises« an zahllosen Beispielen gezeigt hat. Als Hauptquelle dieser Unstimmigkeiten erschien diesem Forscher das Kausalgesetz“ (10).

Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.